

MICHELLE KNIGHT

Leben nach der Dunkelheit

Wie ich nach der Cleveland-Entführung
mein Glück fand



Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Vorwort

Kapitel 1 Frei!

Kapitel 2 Eine ungeduldige Patientin

Kapitel 3 Übergang: Betreutes Wohnen

Kapitel 4 Auf mich gestellt - und auf der Suche nach
Freunden

Kapitel 5 Genesung nach dem Trauma

Kapitel 6 Ein neues Haus und eine neue Liebe

Kapitel 7 Heirat und ein Zuhause

Kapitel 8 Unerledigtes: Auf der Suche nach meinen
Wurzeln, Pläne für die Zukunft

Kapitel 9 Eine Lebensaufgabe, eine verwundete Seele

Kapitel 10 Der sichere Kreis

Kapitel 11 Das verlorene Kind

Danksagung

Quellen

Über dieses Buch

Stellen Sie sich vor, Sie werden entführt und jahrelang missbraucht. Michelle Knight hat dies elf Jahre lang erlebt, und schaffte es dann wieder in die Freiheit zu gelangen. Doch, wie geht man mit dem Hass um, der einen noch lange begleitet. Rachegefühle, die regelmäßig schlimmste Fantasien hervorrufen oder Ängste, die einem nachts den Schlaf rauben? Michelle Knight ist das prominenteste Cleveland-Entführungsoffer und erzählt in ihrem Buch, wie sie sich den Traumata stellte, sie heilte und sich nicht nur ein neues Leben aufbaute, sondern auch eine neue Liebe fand. Ein ermutigendes und versöhnliches Buch!

Über die Autorin

Michelle Knight ist das erste und seit zwei spektakulären TV-Interviews mit »Dr. Phil« bekannteste Opfer der Cleveland-Entführung. Die Reaktionen auf ihre Interviews waren so außerordentlich, dass auch die deutschen Medien das Thema aufgriffen und namentlich die körperlich kleine und zarte Michelle Knight als »Die Unzerbrechliche« betitelten.

Michelle Knight schrieb 2014 ihre Geschichte auf: Elf Jahre hielt Ariel Castro sie gefangen, zwei weitere junge Frauen kamen über die Jahre hinzu, sie alle wurden über diese enormen Zeiträume physisch und psychisch grausam misshandelt. Was hatte sie nur so stark gemacht, dass sie die unvorstellbaren physischen und psychischen Qualen über elf Jahre lang aushalten konnte und als starke Persönlichkeit in die Welt zurückkehrte? Heute lebt sie unter ihrem neuen Namen Lily Rose Lee mit ihrem Mann und mehreren Haustieren in den USA.

MICHELLE KNIGHT

inzwischen bekannt unter dem Namen
Lily Rose Lee

Leben nach der Dunkelheit

Wie ich nach der Cleveland-Entführung
mein Glück fand

Aus dem Englischen von
Isabell Lorenz

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Deutsche Erstausgabe

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2018 by Lily Rose Lee writing as Michelle Knight
Titel der amerikanischen Originalausgabe: »Life After Darkness«
Originalverlag: Hachette Book Group, Inc.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln
Titelillustration: © Deborah Feingold Photography, New York,
© Jacket design by Amanda Kain; Jacket © 2018 Hachette Book Group, Inc.
Umschlaggestaltung: Tanja Østlyngen
Datenkonvertierung E-Book:
hanseatenSatz-bremen, Bremen

ISBN 978-3-7325-7228-1

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

*Für Miguel, für alles, was er ist.
Und für Joey, wo immer er ist.*

Vorwort

Ich bin stolz auf mein Herz und auf die Frau, die ich geworden bin ...

Ich heie Lillian Rose Lee - kurz Lily.

Das ist nicht der Name, den ich bei meiner Geburt erhielt. Es ist der Name, mit dem ich wiedergeboren wurde.

Den Namen Lillian Rose Lee gab ich mir selbst, als ich entschied, dass ich allein die Kontrolle über mein Leben haben sollte, als ich beschloss, dass nie wieder jemand Macht über mich ausüben würde.

Lillian Rose Lee ist die Frau, als die ich mich fühle.

Womöglich kennen Sie mich unter einem anderen Namen: Michelle Knight. Als Michelle Knight wurde ich im Alter von einundzwanzig Jahren von dem brutalen Ariel Castro, der wahrscheinlich geisteskrank war, entführt und gefangen gehalten. Knapp elf Jahre lang, fast viertausend Tage, war ich angekettet, wurde sexuell missbraucht und geschlagen - Tag für Tag, endlose Monate, Jahr um Jahr. Ich hauste im Schmutz in einem Haus ohne Fenster, bekam verdorbenes oder verfaultes Essen, wenn ich denn überhaupt etwas zu essen bekam. Und ich wurde abgeschottet von dem, was in der Welt draußen vor sich ging. Fünfmal war ich schwanger, und fünfmal schlug mich Castro oder ließ mich hungern, bis ich eine Fehlgeburt erlitt. Er entführte auch noch zwei andere Frauen. Mit

einer der beiden war ich fast die ganzen elf Jahre lang zusammengekettet.

Am 6. Mai 2013 wurde ich gerettet. Ich verließ dieses dunkle, schmutzige Horrorhaus, trat ins Licht und fiel auf die Knie. Zum einen, weil ich nach elf Jahren Bewegungsmangel körperlich geschwächt war, zum anderen, weil das Sonnenlicht mich blendete. Vor allem aber sank ich auf die Knie, um Gott dafür zu danken, dass ich überlebt hatte. Ich war am Leben, und ich war frei.

Diese Freiheit fühlte sich an wie eine Explosion. Können Sie sich vorstellen, was das für mich bedeutete? Nach elf Jahren zu wissen, dass ich keine in Ketten gelegte Gefangene mehr war, dass ich nicht mehr um Erlaubnis bitten musste, wenn ich mich bewegen wollte? Dass ich furchtlos aussprechen konnte, was ich dachte, und keine Angst mehr haben musste, geschlagen zu werden? Auf mich allein gestellt, durfte ich nun frei entscheiden, ob ich sitzen oder stehen, bleiben oder gehen, reden oder schweigen wollte. Ich durfte darüber bestimmen, was ich tun und lassen wollte und wie ich lebte. Ich durfte sogar mein eigenes Leben gestalten, ein normales Leben vielleicht, ein Leben, in dem ich so etwas wie Glück finden würde.

Doch hätten Sie mich gefragt, wie ich das anstellen sollte – dem Grauen entfliehen und ein ganz gewöhnliches Leben beginnen –, hätte ich Ihnen darauf keine Antwort geben können. Ja, ich war frei. Frei in dem Sinn, dass ich wusste, es würde mich an diesem Tag niemand vergewaltigen. Oder am nächsten Tag. Oder am übernächsten. Oder überhaupt jemals wieder. Ich wusste, das Grauen war vorüber. Und das zu wissen fühlte sich an, als hätte man mir alle Last der Welt von den Schultern genommen. Doch als ich mir nach all der durchlittenen Dunkelheit ein Leben aufbauen sollte, musste ich ganz von vorn beginnen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich dabei vorgehen sollte. Nichts in diesen elf Jahren und, um ehrlich

zu sein, wenig in meinem Leben davor hatte mich darauf vorbereitet, mir ein normales, glückliches Leben zu schaffen. Ich hatte nichts außer meinem Mut und meinem Überlebensinstinkt.

Fünf Jahre sind seit meiner Rettung vergangen, während ich diese Zeilen niederschreibe. Ich weiß, viele fragen sich, wie ich zurechtgekommen bin und was aus mir geworden ist. Regelmäßig erreichen mich Fragen von Menschen, die mein Buch *Die Unzerbrechliche* gelesen haben, die mich aus den sozialen Medien kennen oder sich an die Geschichte der »drei Mädchen« aus dem Horrorhaus in Cleveland erinnern. Sie möchten wissen, wie es mir ergangen ist und was ich derzeit mache. Sie erkundigen sich nach meinem Sohn Joey und nach meiner Beziehung zu Gina DeJesus und Amanda Berry, den beiden anderen Frauen, die mit mir gefangen gehalten wurden. Die Leute möchten wissen, ob ich mich mit meiner Familie ausgesöhnt habe. Berechtigte Fragen, aber die Antworten sind kompliziert.

Viele fragen sich auch, ob ich Probleme im Alltag habe, ob meine Wunden haben heilen können und ob ich Beziehungen zu Männern eingehen kann. In gewissem Sinn lautet die Antwort auf all diese Fragen »ja«. Aber die Geschichten hinter dem jeweiligen Ja sind ziemlich vielschichtig.

Mir wurde klar, ich müsste ein weiteres Buch schreiben, um diese und andere Fragen beantworten zu können – das Buch, welches Sie gerade in Ihren Händen halten.

Die Welt, die ich betrat, als meine Gefangenschaft endete, hatte sich gut ein Jahrzehnt ohne mich weitergedreht. Es

war eine fremde, neue Welt. Und ich hatte kaum etwas, das mir beim Navigieren durch all das Unbekannte helfen konnte.

Zunächst einmal war ich ziemlich krank. Gina, Amanda und ich waren in dasselbe Krankenhaus eingeliefert worden. Einen Tag später schon wurden Gina und Amanda entlassen. Ich musste im Laufe mehrerer Wochen immer wieder ins Krankenhaus.

Gina und Amanda konnten nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus nach Hause gehen. Ihre Angehörigen begrüßten sie mit Spruchbändern und Willkommensfeiern, mit Umarmungen und unter Tränen. Ich hatte kein Zuhause, in das ich zurückkehren konnte, keine Angehörigen, die mich aufnahmen. Die meisten sehen Familienangehörige als die Menschen an, die einem am nächsten stehen und am liebsten sind, Menschen, die uns hegen und behüten. Sie glauben, ein Zuhause bietet Wärme und Schutz.

Solch eine Familie, solch ein Zuhause hatte ich nie. Nicht einmal annähernd. Das Haus, in dem ich aufwuchs, war zu keiner Zeit eine Zuflucht. Es war der Ort, an dem mir zum ersten Mal etwas angetan wurde. Meine »Familie« war eine Ansammlung von Leuten, die kamen und gingen, die sich um nichts kümmerten und die ohne Liebe waren. Aber an eine Erwachsene erinnere ich mich, die Mutter einer Mitschülerin, die freundlich und warmherzig zu mir war. Sie hieß Rose. Und Rose nenne ich mich in dem neuen Leben, das ich mir schaffe, nun auch.

Der einzige Angehörige, nach dem ich mich verzweifelt sehnte, war mein Sohn Joey. Er war dreizehn an dem Tag, an dem ich Castros Haus verließ. Aber schon bevor Castro mich entführte, hatte man mir den Jungen weggenommen. Tatsächlich war ich am Tag meiner Entführung auf dem Weg zu einer Anhörung, bei der ich das Sorgerecht für meinen Sohn beantragen wollte.

Unter Freiheit hatte ich mir immer vorgestellt, Joey endlich zu finden und wieder mit ihm vereint zu sein. Dann wäre ich wirklich zu Hause. Damals und auch noch Wochen später ahnte ich nicht, dass Joey schon Jahre zuvor von einer liebevollen Familie adoptiert worden war. Ich durfte nicht wissen, wo er lebte, und erfuhr auch nichts über seine neue Familie.

Ich war also ziemlich auf mich allein gestellt, als ich nach meiner Rettung im MetroHealth Medical Center in meinem Krankenhausbett lag. Auf mich allein gestellt und weitgehend mir selbst überlassen. Ja, unsere Rettung löste sogleich ein überwältigendes Echo in der Öffentlichkeit aus. In meinem Krankenzimmer häuften sich bald Geschenke und Blumen von völlig Fremden. Und auf dem neu eingerichteten Cleveland Courage Fund gingen so viele Spenden für Gina, Amanda und mich ein, dass Treuhandfonds geschaffen wurden, die uns immer noch finanzielle Unterstützung gewähren. Ich werde all diesen Menschen stets dankbar sein. Ihre von Herzen kommende Hilfe trug entscheidend dazu bei, dass wir wieder auf die Beine kamen. Zum ersten Mal spürte ich, dass sich Menschen, die mich nicht einmal kannten, sehr wohl um mich kümmerten.

Diese Erkenntnis wärmte und stärkte mich, aber anderes war weniger schön. Ich war zweiunddreißig, und die Jahre in den Zwanzigern – vielleicht die stabilsten Jahre in einem Menschenleben – hatte ich an Castro und die Gefangenschaft verloren. Mein Körper war gebrochen. Mein Herz war entzweigerissen. Mein Verstand war bis an seine Grenzen gefordert worden. Ich war geschwächt und erschöpft. Und ich war allein. Ein weiter Weg lag vor mir – und eine lange Phase der Genesung, wenn ich mir nach der Dunkelheit ein neues Leben aufbauen wollte.

Genesung geschieht nicht über Nacht. Es ist ein Prozess, der seine Zeit braucht und in verschiedenen Stadien abläuft. Ich musste zum Teil sehr tiefe Wunden

pflegen, die weit in meine Kindheit zurückreichten. Ich musste Verletzungen von Jahren des Leids behandeln, wenngleich ich die Narben nicht verschwinden lassen konnte. Ich musste den Schmerz stillen. Und in manchen Fällen, wie dem Verlust meines Sohnes, musste ich lernen, mit dem Schmerz zu leben.

Auf diesem Weg habe ich einige Fehler begangen. Ich habe Menschen vertraut, denen ich nicht hätte vertrauen dürfen. Ich habe Dinge getan, die ich nicht ungeschehen machen konnte, habe Entscheidungen getroffen, die ich am liebsten rückgängig machen würde. Aber das kann ich nicht.

Doch der Überlebensinstinkt lehrt einen, wie man Schwächen in Stärken verwandelt. Ich habe mich aufgerappelt und bin weitergegangen. Dabei bekam ich Hilfe: juristische Hilfe, finanzielle Hilfe. Und ein ganzes Team unterstützte mich beim Schreiben meines Buches *Die Unzerbrechliche* und brachte mir Grundlegendes über Lesereisen, öffentliche Auftritte und die sich anschließende Bekanntheit bei.

Und da waren die Menschen mit den guten Wünschen. Die Menschen, die nach Vorträgen über Missbrauch, häusliche Gewalt oder vermisste Kinder auf mich zukamen und sich bei mir bedankten. Die Menschen, die mich auf der Straße anhielten und mich umarmten. Die Menschen, die mir sagten, ich hätte sie inspiriert. Die Menschen, die mir bis zum heutigen Tag die Hand schütteln und hoffen, dass ich mit meinem Sohn wiedervereint werde. Jeder gute Wunsch, jeder warmherzige Gedanke bedeuten mir immens viel.

Auch etwas anderes bedeutete mir sehr viel und trug zu meiner Stärkung und meiner Genesung bei: die wachsende Macht missbrauchter Opfer, die an die Öffentlichkeit gehen

und deutliche Worte gebrauchen. Vor allem Frauen haben in den vergangenen Monaten ihre Stimme gefunden und jede Form von Belästigung, Übergriffen und Machtmissbrauch zur Sprache gebracht. Wohin man auch blickt, in die Unterhaltungsbranche, die Wirtschaft, die Regierung, die Politik, begegnet man Frauen und Mädchen, die all die mächtigen Männer beim Namen nennen, die sie klein gemacht, ihrer Karriere geschadet, vergiftete Arbeitsbedingungen geschaffen, ihr Vertrauen missbraucht, ihre Körper entehrt haben.

Ich heiÙe all diese Frauen und Mädchen zu jenem Kampf willkommen, den auch ich seit meiner Rettung vor fünf Jahren führe. Ich bin überzeugt, dieser anschwellende Chor aus Stimmen von Überlebenden hat das bewirkt, was ich als den Beginn einer tiefgreifenden Veränderung in der Wahrnehmung und Einstellung im ganzen Land und in der Welt sehe. Jetzt ist die Katze aus dem Sack. Jetzt kann keiner mehr sagen, er habe nichts von dem gewusst, was geschehen ist. Je mehr Frauen und Mädchen ihre Geschichte erzählen, desto mehr Frauen und Mädchen, die Opfer von Missbrauch wurden, werden davon hören. Je mehr sie hören, desto eher werden sie den Mut finden, für sich selbst das Wort zu ergreifen.

Wie Sie auf den folgenden Seiten lesen werden, habe ich es zu meiner Lebensaufgabe gemacht, für diejenigen Opfer von Missbrauch zu sprechen, die es selbst noch nicht können. Heute trete ich engagiert für diejenigen ein, die den gleichen körperlichen, sexuellen und seelischen Missbrauch erlitten haben oder derzeit erleiden wie ich. Ich bin entkommen und habe mir nach der Dunkelheit ein Leben geschaffen. Und so betrachte ich es als einen Segen, für Überlebende eintreten und ihnen Hoffnung geben zu können. Und das werde ich tun, solange es mir möglich ist.

Was wirklich meine Genesung gefördert und das Leben gekrönt hat, das ich mir nach der Dunkelheit geschaffen habe, ist die Liebe. Und deshalb ist dieses zweite Buch vor allem eine Liebesgeschichte. Nicht nur, weil es zeigt, wie ich meinen »Schatz«, die Liebe meines Lebens, meinen Seelengefährten, fand. Das hätte ich nach meiner Rettung nicht einmal in den schönsten Träumen für möglich gehalten. Aber es ist passiert, und es ist das größte Glück meines Lebens.

Dieses Buch ist aber auch deshalb eine Liebesgeschichte, weil es zeigt, wie die Liebe Leiden und Schmerz heilen, uns verwandeln und stark machen kann. Ich meine die Liebe, die Rose, die Mutter einer Mitschülerin, mir entgegenbrachte - ein Funken Licht in einer düsteren und ansonsten lieblosen Kindheit. Und diese Liebe machte mich stark.

Ich meine auch die Liebe zu meinem Sohn, die mich in den elf brutalen Jahren am Leben hielt. Die Liebe der echten Freunde, die ich schließlich fand und die jetzt solch ein Segen in meinem Leben sind, mein sicherer Kreis. Nichts ist besser als das Wissen, dass man um seinen willen geliebt wird.

Vor allem aber meine ich die Liebe, für die ich mich habe öffnen können und die all die Liebe, die ich geben will, vervielfacht - die Liebe zu meinem Sohn, den ich eines Tages hoffentlich wiederfinde, zu meinen Freunden, zu meinem Ehemann und zu diesem anderen Menschen, der Liebe braucht: ich selbst. Die Liebe ist es, die mein Leben nach der Dunkelheit erhellt.

Kapitel 1

Frei!

Ich bin dankbar für jeden Morgen und für jeden Abend, an dem ich die Sonne auf- und wieder untergehen sehe ...

Wer elf Jahre in der Hölle verbracht hat, hält nie wieder etwas für selbstverständlich. Nicht das kleinste bisschen – ganz gleich, wie unbedeutend es auch sein mag.

Wenn ich in einem sauberen, warmen Bett in einem sicheren Zuhause aufwache, fühle ich mich wie im Himmel. Ich kann duschen, mir die Haare kämmen, die Zähne putzen, kann mir Zeit lassen, um die richtige Menge Sahne und Zucker für den Kaffee zu wählen, damit er genau so schmeckt, wie ich ihn mag – das ist das Paradies. Jeden Tag danke ich Gott für diese Segnungen. Ich genieße jede einzelne für sich.

Inzwischen beginne ich fast jeden Morgen den Tag mit Kaffeetrinken hinterm Haus, entweder auf der Terrasse, wo ich es mir im Schaukelstuhl bequem mache, oder im Garten. Ich nehme jedes Detail in mich auf, das ich um mich herum sehe, höre und spüre. Ich will mich versenken im Anblick und in dem Geräusch von allem, will die Freiheit spüren, noch das kleinste Vergnügen so intensiv wie möglich auskosten.

Ich nehme die Hunde mit raus und sehe zu, wie sie Fangen spielen: alle vier, die drei Mischlinge Rascal, Cupid und Faith, und Peanut, der reinrassige Pitbull. Sie sind

niedliche, gutmütige Geschöpfe. Sie können sich aber auch ziemlich dämlich anstellen, wenn sie herumtollen, den Ball fangen und wieder fallen lassen. Das ist ihr Lieblingsspiel. Und wenn ich sie spielen sehe, durchzuckt mich Freude vom Kopf bis zu den Zehenspitzen.

Während sie herumrennen und spielen, sehe ich die Sonne aufgehen und horche auf die Vögel, die an mir vorbeifliegen oder in den Bäumen sitzen und zwitschern. Ich horche auf die Geräusche von lachenden Kindern auf der anderen Seite des Zauns und höre das Laub, das in dem leichten Wind raschelt. Womöglich sehe ich einen Hasen oder ein Reh, und ich spüre den Wind in den Haaren. All diese Empfindungen sauge ich mit meiner Haut in mich auf und genieße den Frieden solcher Augenblicke. Keiner weiß besser als ich, dass alles von einer Sekunde auf die andere verschwinden kann.

Ist es warm genug, sitze ich auf einem der Stühle, die wir um das herum arrangiert haben, was ich für das Herzstück unseres Gartens halte - einen selbst angelegten Teich voller Fische, mit einer kleinen Fontäne. Ganz oben thront die Statue eines Schutzengels mit einem kleinen Jungen. Sie soll mich daran erinnern, dass an meiner Stelle ein Engel über meinen Sohn Joey wacht, ganz egal, wo er sich auch befindet. Um den Teich herum stehen fünf weitere Engel. Sie stellen die Babys dar, die ich verloren habe. Diese Engel wachen über den Teich, die Fische und hoffentlich die Hunde und alle anderen Lebewesen, uns eingeschlossen.

Einer der Steine am Teich trägt die Inschrift »Willkommen«, und überall stehen Töpfe mit meinen Lieblingsblumen: Lilien, nach denen ich mich selbst benannt habe, dazu Wannen voller Rosen und Nelken. Meist findet man auf den Steinen auch irgendwelche Spielsachen von den Hunden. Um all das herum haben wir Sträucher gepflanzt, und jenseits der Sträucher haben wir

einen Ring aus Bäumen setzen lassen, als Ergänzung zu den alten, richtig großen Bäumen, die schon dort wuchsen.

Einfach so dazusitzen, in den Händen eine Tasse Kaffee, aromatisiert, wie ich es gern mag, klingt für die meisten Leute wahrscheinlich wie eine ganz normale Freizeitbeschäftigung. Aber für mich stellt das immer noch etwas völlig Außergewöhnliches dar. Dieser Moment der Ruhe ist für mich ein Gottesgeschenk. Hier kann ich ewig sitzen und dankbar sein für den Frieden. Ich weiß, ich kann schreiben und zeichnen, wann ich will und was ich will. Ich weiß, es gibt einen Laden, in dem ich kaufen kann, was immer ich brauche. Und ich kann zusehen, wie die Pflanzen, die ich selbst in die Erde gesetzt habe, Wurzeln schlagen und wachsen. Und jede ist einzigartig in Farbe und Form, wie auch jeder Mensch einzigartig ist.

Sogar in unseren kalten Cleveland-Wintern, wenn die Wettervorhersage vor arktischer Luft aus Kanada und vom Eriesee her warnt und es so frostig wird, wie man es sich kaum vorstellen kann, verbringe ich den Morgen möglichst draußen im Garten hinterm Haus. Ich nehme eine Heizdecke und wickle mich darin ein, sobald es so richtig eisig wird.

Und wenn es endgültig zu kalt ist, um draußen zu sitzen, kuschele ich mich drinnen vors Fenster und horche und schaue einfach nur. Für mich ist es wie ein erhörtes Gebet, dass ich aus brutaler Gefangenschaft gerettet wurde, dass ich lebendig und frei bin und dass ich genauso lebendig und frei am nächsten Morgen wieder aufwachen werde. Und diese Sicherheit weiß ich jeden Tag zu schätzen und beziehe meine Kraft daraus.

Die Gefangenschaft begann im Jahr 2002. Damals war ich Michelle Knight, einundzwanzig Jahre alt, alleinerziehende Mutter aus Cleveland, Ohio. Ich bemühte ich mich gerade

darum, das Sorgerecht für meinen Sohn Joey wiederzuerlangen. Ich hatte es verloren, als ich Joey bei meiner Mutter ließ, um auf Jobsuche zu gehen. Der Freund meiner Mutter schlug auf meinen zweijährigen Jungen ein und brach ihm das Knie. Natürlich verständigte das Krankenhaus das Jugendamt. Das Jugendamt zog Erkundigungen ein. Joey wurde in Pflege gegeben, was bedeutete, sie schickten ihn von einer Pflegefamilie in die andere.

Es war August, und Ende des Monats sollte es eine Anhörung bei Gericht geben. Bei dem Termin wollte ich versuchen, Joey zurückzubekommen. Ich war auf dem Weg zu Joeys derzeitiger Pflegefamilie. Ich wollte ihn besuchen und mich mit den Leuten vom Jugendamt treffen, und ich verlief mich.

Die Adresse der Pflegeeltern führte mich in einen Stadtteil Clevelands, den ich kaum kannte. Es war heiß, und ich würde zu spät kommen, was ich unbedingt vermeiden musste, wenn ich meinen Sohn zurückhaben wollte. Ganz in der Nähe sah ich einen Laden der Family-Dollar-Kette, ging hinein, zeigte ein paar Verkäufern die Adresse und bat um Hilfe. Keiner wusste, wo die Straße sein sollte.

»Ich weiß, wo die ist«, hörte ich eine männliche Stimme. Ich drehte mich um und sah Ariel Castro, den Vater eines Mädchens, mit dem ich zur Schule gegangen war. Ich sagte Hallo zu ihm und rief ihm ins Gedächtnis, woher wir uns kannten. Castro bot an, mich zu dem Haus zu fahren, in dem Joey lebte. Stattdessen fuhr er mich zu seinem eigenen Haus. Es war umgeben von einem verriegelten Zaun und hatte dunkle Fenster, von denen manche so aussahen, als wären sie mit schwarzer Plastikfolie verklebt. Er müsse etwas holen, sagte er und schloss die Hintertür auf. Übrigens habe er ein paar Welpen, die ich mir vielleicht ansehen wolle. Vielleicht könnte er mir ja einen für meinen

Sohn geben. Also, wieso käme ich nicht einfach mit herein. Das Ganze würde ja nur eine Minute dauern.

Es war der 23. August 2002. Bis zum 6. Mai 2013 war ich in dem Haus gefangen.

Elf Jahre lang, Monat für Monat, war ich gefesselt an dieses schmutzige Horrorhaus. Meistens war ich angekettet und konnte mich kaum bewegen. Jeden Tag schlug mich Castro und missbrauchte mich. 2003 entführte er Amanda Berry. 2004 entführte er Gina DeJesus. Nach Amanda und Gina suchte die Polizei. Ihre Familien sorgten sich um sie, vermissten sie und vergossen Tränen ihretwegen. Meine Angehörigen dachten, ich sei fortgelaufen oder hätte einfach die Stadt verlassen. Oder vielleicht dachten sie auch gar nichts und stellten einfach nur fest, dass ich nicht mehr da war. Jedenfalls suchte nach mir keiner.

Natürlich entstand zwischen Amanda, Gina und mir eine Beziehung. Alle drei waren wir Schachfiguren in Castros entsetzlichem Spiel, Schwestern im Leid in dem kleinen Königreich, über das er herrschte, dem wahnsinnigen Königreich aus Schmerz und Demütigung. Aber wir alle wussten, dass er mich am meisten quälte. Ich hatte den Großteil seiner Prügel zu ertragen. So schlug er mir eine Hantel gegen den Kiefer und an die Schläfe. Und als ich schwanger wurde - fünf Mal -, schlug er mich, ließ mich hungern und schleuderte mich einmal sogar die Treppe hinunter, bis ich eine Fehlgeburt erlitt. Als ich dreißig wurde, hatte ich sechs Babys verloren: meinen Joey und die fünf Föten, die Castro mir durch Folter abtrieb.

Als Amanda schwanger wurde, führte Castro bei ihr keine Fehlgeburt herbei. Und als bei ihr die Wehen einsetzten, ließ er mich die Hebamme spielen, denn ich war die Einzige, die etwas über die Vorgänge bei einer Geburt wusste. Die Niederkunft war schmerzhaft und heftig, brachte aber ein wunderhübsches Kind in unser Leben. Die Kleine war eine winzige Beteuerung von Leben in all dem

Schmutz und Elend. Und sie erinnerte uns daran, dass es auf der Welt tatsächlich so etwas wie Freude geben konnte. Diese Erkenntnis hatten wir verzweifelt nötig.

Oft, sehr oft in diesen elf Jahren hatte ich Angst, ich würde sterben. Und ebenso oft war ich derart verzweifelt, dass ich fürchtete, ich würde nicht sterben. Was mich am Leben hielt, war meine Liebe zu meinem Sohn. Ich dachte an ihn, stellte mir vor, wie er aufwuchs, redete im Traum mit ihm, schrieb in Gedanken Gedichte für ihn und über ihn, und später schrieb ich die Zeilen auf Papierschnipseln auf, die Castro mir überließ. Am Ende konnte ich alles ertragen, solange ich nur die Hoffnung hatte, dass es meinem Sohn gut ging, dass sich irgendwo irgendwer um ihn kümmerte und ich ihn eines Tages wiedersehen würde.

Am 6. Mai 2013 wurden Gina, Amanda, Amandas inzwischen sechsjährige Tochter und ich befreit. Amanda riskierte viel und machte so unsere Flucht möglich. Sie entdeckte, dass Castro beim Verlassen des Hauses vergessen hatte, die Windfangtür zu schließen. Die Außentür war mit einer Kette verriegelt, aber sie ließ sich einen Spalt öffnen, gerade groß genug, dass sie einen Arm hindurchstecken konnte. Sie winkte, schrie um Hilfe und machte die Nachbarn auf der anderen Straßenseite auf sich aufmerksam. Zwei Männer kamen herbei und traten den unteren Teil der Haustür ein. Amanda kroch nach draußen und zog ihre Tochter mit sich. Jemand wählte den Notruf, und ein Streifenwagen hielt vor Castros Haus, in dem Gina und ich immer noch eingesperrt waren.

Wir befanden uns in unserem Zimmer im Obergeschoss und hatten keine Ahnung, dass der Lärm, den wir mit einem Mal unten hörten, von den Polizisten stammte. Wir wussten nicht, dass Amanda nicht länger im Haus war. Und ganz bestimmt wussten wir nicht, dass sie um Hilfe gerufen hatte. Der Stadtteil war eher übel, Drogenkriminalität überall. Als wir also die plötzliche, unerklärliche Betriebsamkeit im Erdgeschoss hörten und jemand

»Polizei« rief, hatten wir keine Veranlassung, das zu glauben.

Ich war so verängstigt, dass ich ins Zimmer nebenan lief und mich hinter einer Kommode versteckte. »Ist da jemand?«, hörte ich eine Männerstimme von der Tür her. Dann ging die Tür auf. Der Mann und eine Frau kamen herein. Blaue Uniformen, Waffen an der Hüfte, silberne Abzeichen.

Ich weiß nicht - und ich glaube, ich werde mich auch nie mehr daran erinnern -, ob ich in dem Moment aufschrie oder überhaupt ein Geräusch von mir gab. Aber mein Körper stieß nach vorn wie eine Rakete, auf die arme Polizistin zu. Ich schlang ihr die Arme um den Hals. »Bitte lassen Sie mich nicht los«, bettelte ich und klammerte mich an sie, als ginge es um mein Leben.

Und um mein Leben ging es ja auch. Elf düstere, einsame Jahre voller Elend und körperlicher wie auch seelischer Schmerzen und ohne einen Funken dessen, was ein Leben lebenswert macht, gingen gerade zu Ende. Im Bruchteil einer Sekunde schien so etwas wie Glück wieder möglich.

Als ich die Polizistin endlich losließ und mich auf den Weg nach unten machte, sah ich einen weiteren Polizisten. Er machte die Vordertür auf. Ich ging durch die Tür und auf die Treppe der Veranda. Auf dieser Veranda war ich nie gewesen. Ich hatte sie kurz gesehen, als Ariel Castro vor dem Haus vorfuhr, »um rasch etwas zu holen« und mich dann zu meinem Sohn zu fahren. Zu dem Termin hatte ich es nicht geschafft, hatte meinen Sohn in den elf Jahren kein einziges Mal gesehen, und die ganze Zeit durchlebte ich die Hölle. Kein Wunder, dass ich auf die Knie fiel, kaum dass ich den Fuß auf die Veranda setzte. Ich dankte Gott für meine Errettung, dann kletterte ich durch die hintere offene Tür des Krankenwagens vor dem Haus.

Dort warteten schon Amanda und ihre Tochter. »Alles okay, Juju?«, fragte mich Amandas Tochter und nannte